

# Die Leiden des Kontrabassisten

Stefan Wilkening legt im Planegger Kupferhaus einen intensiven, kurzweiligen Auftritt hin

VON CAROLIN HÖGEL

**Planegg** – „Der Kontrabass“ war Mitte der 80er Jahre das meistgespielte Theaterstück auf Deutschlands Bühnen. Diesen Einakter von Patrick Süskind brachte nun Stefan Wilkening in einer Inszenierung von Johannes Schmid nach Planegg ins Kupferhaus.

Schein oder Sein – diese Frage zieht sich durch das gesamte Stück. Man leidet mit diesem Mann in den besten Jahren, der mit Jogginghose und einem Feinripp-Unterhemd bekleidet ein Bier nach dem anderen öffnet und dem Publikum seine Geschichte offenbart. Der etwas schrullige Musiker befindet sich

während seines tragisch-komischen Monologs in seinem Allerheiligsten. Seinem Refugium. Gebaut aus schwarzem, schallisolierendem Schaumstoff: sein Musikzimmer, ein winziger Raum, der komplett von der Außenwelt abgeschottet ist. In den Ritzen in den Wänden stecken Unmengen an Klassik-Schallplatten.

Am Boden steht ein Plattenspieler. Eine Requisite, die der Schauspieler des Öfteren nutzen wird, um seine skurrile Ambivalenz zu seinem „Lebenspartner“ zu verdeutlichen. Der steht nämlich auch in diesem tristen Raum, in mannhafter, erhabener Größe: sein Kontrabass. Zu Be-

ginn seines Vortrages schwärmt der Kontrabassist noch in den höchsten Tönen von seinem Instrument. „Auf den Dirigenten eines Orchesters kann man verzichten. Nicht jedoch auf die Kontrabässe.“ Der Bass sei das wichtigste Orchesterinstrument. Er bilde sozusagen das orchestrale Gefüge.

Mitreißend, beinahe euphorisch zeigt er die Funktionalität seines Kontrabasses und lässt seinen „Freund“ in den tiefsten und höchsten, leisesten und lautesten Tönen erklingen. Er demonstriert „seine Durchschlagkraft“. Wild gestikulierend, Haare raufend, springt er alle paar Minuten wieder auf, um sich

gleich darauf zu setzen oder an seiner Hose zu nesteln. Und ein Bier nach dem anderen wird gegen den immensen „Feuchtigkeitsverlust“ gekippt. Als Zuschauer hängt man gebannt an den Lippen dieses einsamen Menschen. Verfolgt mitfühlend sein Tieren durch die selbst geschaffene Isolation.

Denn plötzlich kippt die Stimmung. Der Mann, der sich so in Rage über die Vorzüge seines Instrumentes geredet hat, verfällt zusehends, demaskiert sich. Entpuppt sich als mäßiger Musiker, der Wagner und seinen Beruf, aber vor allem diesen Kontrabass hasst. „Der drängt sich immer in den Vordergrund“,

klagt er an. „Seit zwei Jahren habe ich keine Frau mehr gehabt. Und Schuld daran ist nur ER!“ Beschuldigend deutet er auf das braune Monstrum. Sein Anblick ist ihm zuwider: Wie ein fettes, altes Weib, dass ihn menschlich, gesellschaftlich, verkehrstechnisch und sexuell behindert.

Aber seine größte Qual als Hinterbänkler im Orchestergraben ist die unerfüllte Liebe zur viel jüngeren Sopranistin Sarah. Er vergeht fast in seiner Wut, dass sie lieber mit anderen ausgeht. Mit Wichtigeren als ihm. Er, der ja nur Tuttist am dritten Pult ist. Und während er so kolossal leidet und sich parallel für

das abendliche Konzert ankleidet, überlegt er sich, wie er Sarah endlich auf sich aufmerksam machen könnte: Was geschähe, wenn er die die Vorstellung schmeißt, indem er laut ihren Namen schreit. Der Schrei des Kontrabasses! Ob er es wirklich tut? Man wird es nie erfahren.

Stefan Wilkening spielte jedenfalls anderthalb Stunden großartig. Sein Mienenspiel, seine wohl eingesetzte Gestik, seine fast groben, aber auch immer wieder liebko-senden Berührungen des Kontrabasses boten im Planegger Kupferhaus intensives, kurzweiliges Theater auf hohem Niveau.